

Body Check und Beauty Contest: Teenager auf der Suche nach ihrem neuen Körperbild

In der Pubertät finden rasante und ungewohnte Veränderungen der jugendlichen Körper statt. Die Entwicklungspsychologie bezeichnet das „Bewohnenlernen des neuen Körpers“ als eine zentrale Aufgabe dieses Lebensabschnittes. Jugendliche entwickeln ein neues Körperbild, setzen sich mit eigenen und fremden Schönheitsidealen auseinander, sind hinsichtlich ihrer sexuellen Attraktivität verunsichert und suchen nach Strategien der Selbstdarstellung und -inszenierung. In dieser pubertären Experimentierphase gibt es zahlreiche Stolpersteine und Risiken des Scheiterns. Wie sie aussehen und welche Fragen aufwerfen skizziert Sibylle Hübner-Funk in ihrem Beitrag.

Körperkorrekturen – Medienzensuren

Aufgrund der MTV-Ausstrahlung des dokumentarischen Films „*I want a famous face*“ (im Juli 2004) ist in Deutschland die öffentliche Aufregung über Schönheitsoperationen an jungen Menschen wieder einmal gestiegen. Denn die im April 2003 auf der Grundlage des neuen Jugendschutzgesetzes gegründete Kommission für Jugendmedienschutz (KJM) hat – trotz der Akzeptanz durch die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) – anlässlich jener Sendung einen Grundsatzbeschluss gefasst, der künftig Formate, die zu Unterhaltungszwecken Berichte über Schönheitsoperationen ausstrahlen, in die Sendezeit nach 23 Uhr verbannt.

Die Besorgnis der KJM richtet sich auf die Wirkung solcher Sendungen auf Fernsehzuschauer/innen, die jünger als 16 Jahre sind. Ihr Einwand lautet, in dieser „wichtigen Phase der Identitätsfindung“ werde den Kindern und Teenagern suggeriert, „es komme nur auf das Äußere an und dieses sei beliebig formbar“. Die Jugendlichen könnten den Eindruck gewinnen, „dass sich Probleme der Selbstakzeptanz durch Wegschneiden, beliebiges Verkleinern und Vergrößern von Körperteilen, Absaugen oder Einspritzungen lösen“ ließen, was eine gravierende „Entwicklungsbeeinträchtigung“ darstelle (zit. nach: „Infosat News“ vom 21.7.04). Die Verknüpfung von gutem Aussehen und Erfolg, die als einziges Motiv für die gezeigten Schönheitsoperationen (an 20-jährigen männlichen Zwillingen aus den USA) angeführt worden sei, simplifiziere unzulässig die Bedeutung der körperlichen Erscheinung eines Menschen und verführe womöglich zur Nachahmung. Überdies finde keine kritische Auseinandersetzung mit den Risiken des – aus ästhetisch-kosmetischen Gründen vorgenommenen – Eingriffs statt, ergänzte die Vereinigung der Deutschen Ästhetisch-Plastischen Chirurgen.

Dieser „Kampf bis auf Messer“ („Focus“ Nr. 33/2004 vom 9.8.2004, S. 118–119) stellt nur einen öffentlich sicht- und hörbaren „Stellvertreterkampf“ dar, denn im Alltag sind mehr oder weniger aufwendige und kostenintensive Schönheitskorrekturen – gerade auch an jungen Menschen – hierzulande längst kein Tabu mehr. „*Neue Nasen und Brüste für Teenies*“ lautete z.B. die Überschrift einer Ausgabe der „NetDoktor-Newsletter“ (vom 13.3.2001). Aufgrund dieses Trends, der direkt aus den USA komme, wünschten sich auch immer mehr deutsche Jugendliche eine Schönheitsoperation. Besonders gefragt seien Nasenkorrekturen und das Fettabsaugen bei so genannten Reithosen (dicken Oberschenkeln); „hoch im Kurs“ stünden auch Brustoperationen bei Mädchen und Aknebehandlungen (mit Laserstrahlen) bei Jungen. Prinzipiell seien solche Eingriffe durchaus nicht zu „verteufeln“; wenn tatsächlich eine „schlimme entstellte Nase oder missgebildete Ohren“ vorlägen, sei eine Operation legitim und zulässig, um den Betroffenen „lebenslange Komplexe“ zu ersparen – werden Fachärzte zitiert (ebd.). Ohnehin hätten die Eltern der Betroffenen das letzte Wort, und die Krankenkassen zahlten den Eingriff auch nur dann, wenn die Merkmale des Körpers stark von der „Norm“ abwichen.

Ist „Beauty“ für Jugendliche „lebenswichtig“?

Die größte und älteste deutsche Jugendzeitschrift „Bravo“ hat im Jahre 2001 in ihrer Marktstudie „Bravo Faktor Jugend 5“ zum Thema „*Beauty, Styling, Fashion*“ die „lebenswichtige“ Bedeutung von Schönheit für Jugendliche festgestellt (S. 30) und sich dabei ihrer erfolgreichen Rolle als Ratgeberin für jugendliches Körpermanagement und Körperstyling vergewissert. Es seien die unvorhersehbaren Entwicklungen des eigenen Körpers in der Pubertät, die Teenager verunsicherten und irritierten und nach orientierenden Vorbildern und praktischen Hilfen zur erfolgreichen Bewältigung suchen ließen, lautet die Diagnose (vgl. Hübner-Funk 2002). Dabei seien die weiblichen Teenager wesentlich „narzisstischer“ bzw. „körperbewusster“ als die männlichen: Sie beschäftigten sich intensiver und anhaltender mit ihrem Körper und sähen seine Pflege als etwas Positives. Für ihre männlichen Altersgenossen hingegen habe Körperpflege „einfach, schnell und praktisch“ zu sein. Bei beiden Gruppen stehe das tägliche „Styling“ allerdings „im Zentrum der jugendlichen Selbstdarstellung“. Ihm komme die Aufgabe zu, „die eigene Ausstrahlung zu verbessern“ und „Problemstellen zu kaschieren“ (S. 33), d.h., die „eigene Persönlichkeit zu unterstreichen“. Äußerst wichtig sei dieses „Styling“ für die Akzeptanz durch Gleichaltrige und wichtige Peergruppen (S. 39).

Die genannte Marktstudie hat das Stichwort „Schönheit“ konsequent in Beziehung zum Markenbewusstsein der Jugendlichen gesetzt, um den Auftraggeber/innen der Jugendmärkte und -moden zu signalisieren, an welchen „Schwachpunkten“ der jungen Konsument/innen sie mit Erfolg Werbemaßnahmen für ihre Produkte ansetzen können. Obwohl die Altersgruppe der Teenager – als rechtlich noch Minderjährige und ökonomisch Abhängige –

nicht über eigenes Einkommen verfügt, besitzt sie doch als „Trendsetter“ und „Multiplikator“ einen beträchtlichen – indirekten – Einfluss auf das Kaufverhalten der Eltern. Kein Wunder also, dass die Teenies von der Produkt- und Markenwerbung als viel versprechende neue „Kaufmotoren“ angesprochen werden.

Eindringlich bringt dies auch die neueste Studie „Bravo Faktor Jugend 7“ zum Thema *„Marken und Trends“* (2004) zum Ausdruck, indem sie aufzeigt, „dass Jugend kein Status, sondern ein Prozess“ ist, woraus folge, dass sich das Interesse der Teenager (zwischen zwölf und 18 Jahren) an bestimmten Themen und Produktbereichen in dieser kritischen Entwicklungsphase dramatisch verändere (ebd., S. 5). „Was die Jugendlichen richtig cool finden“, seien anfangs „Mode/Schuhe, Sport und Idole“ – als „Reste der Kindheit“ –, später aber „Auto/Motorrad“ und „typisch jugendliche Aktivitäten, z.B. Ausgehen“ (S. 26). Parallel dazu werde vor allem bei Mädchen – infolge von zunehmendem Modewissen und wachsender Unsicherheit – das „Körperpflege- und Stylingrepertoire“ beträchtlich erweitert und verfeinert (S. 37).

In den wöchentlich erscheinenden „Bravo“- (und „Bravo-Girl“-!)Heften, die von Millionen von Teenagern in Deutschland gelesen werden, sind unter den Rubriken „Life“ und „Love“ bzw. „Beauty & Body“ sowie „Love & Boys“ regelmäßig Fragen abgehandelt, die nicht nur Mode, Schönheit und Liebe, sondern gelegentlich auch Beispiele chirurgischer Körperkorrekturen thematisieren. So hat z.B. das „Bravo“-Heft Nr. 48 (vom 21.11.2001, S. 34/35) in einer zwölfteiligen Fotogeschichte – unter dem Stichwort *„Neue Lust mit neuer Brust!“* – über die Busenoperation einer 20-jährigen jungen Frau berichtet, die ihre Begeisterung über das Resultat mit dem Ausruf zum Ausdruck bringt: „Endlich habe ich den Busen, von dem ich immer geträumt habe. Ich bin jetzt wirklich überglücklich!“ Nebenbei wird auf die Kosten und Risiken einer solchen Schönheitsoperation verwiesen, vor allem auf die – von den einschlägigen Chirurgen immer wieder betonte – Tatsache, dass bis mindestens zum Alter von 18 Jahren der weibliche Busen sich noch in Form und Größe verändere und vorher auf keinen Fall plastisch korrigiert werden solle.

Dass sich vor dem Hintergrund der vielen physischen und psychischen Veränderungen in der Pubertät oft aus Unsicherheit und Unwissen überzogene Vorstellungen bezüglich „Schönheitsnormen“ und physischer „Normalität“ bei Teenagern ausbilden, beweist jüngst auch die Anfrage eines 14-jährigen Mädchens bei dem Dr.-Sommer-Team, ob sie „ihre Schamlippen operieren lassen könne, sodass sie kleiner aussehen“ („Bravo“ Nr. 31 vom 21.7.2004, S. 53). Das Mädchen findet ihre „Schamlippen viel zu groß und total hässlich“. Die Antwort des Beratungsteams relativiert einerseits diese vorgebliche „Norm“ und verweist andererseits auf die genetische Bedingtheit der Körpermerkmale. Überdies betont sie die weibliche „Ausstrahlung“, die für die sexuelle Attraktivität „viel wichtiger“ sei „als die Größe der Brüste oder die Form der Schamlippen“. Doch wird

die erfragte Schönheitsoperation nicht abgewehrt, sondern mit den Worten akzeptiert: „Du kannst sie natürlich operativ verkleinern lassen. Weil dieser Eingriff medizinisch überflüssig ist, zahlt ihn aber die Krankenkasse nicht.“ Damit ist dem medizinischen Know-how Rechnung getragen und zugleich das individuelle Anliegen des Teenagers respektiert; nicht aber wird die gewaltsame (chirurgische) Anpassung dieses intimen Körperteils an die vorgebliche „Norm“ als absurdes Anliegen kritisiert.

Somatische Kulturpraktiken – einst und jetzt

Die Anpassung und „Zurichtung“ selbst der menschlichen Genitalien ist aus vielfältigen ethnischen und religiösen Traditionen hinreichend bekannt. Die Kompendien der Anthropologie und Ethnologie beherbergen eine Fülle von Dokumenten, denen sich zahllose somatische Kulturpraktiken entnehmen lassen, die bei ihrer Entdeckung die „zivilisierte“ Menschheit mit Erstaunen, Entsetzen oder gar Abscheu erfüllt haben: so z.B. die Verlängerung des (weiblichen) Halses durch Ringe, die Durchbohrung der Ohren, der Nase, der Lippen und der Zunge und deren Expansion durch Holz- oder Metallschmuck, die variantenreiche Tätowierung der Gesichts-, Kopf-, Brust-, Bein-, Arm- oder Bauchhaut, die Bandagierung der weiblichen Füße (zwecks Verkleinerung) oder die Beschneidung des (kindlichen) Penis (zwecks Hygiene) oder die Verstümmelung der mädchenhaften Klitoris und Vernähung der Schamlippen (zwecks Sexualkontrolle). Wissenschaftliche Quellen aus allen Kontinenten haben die Phantasie und Raffinesse, doch auch Grausamkeit jener „Verschönerungspraktiken“ ausführlich beschrieben und analysiert. Dabei haben sie insbesondere auf die traditionelle – oft mythisch oder religiös begründete – Bedeutung der Maßnahmen für den Übergang vom (weiblichen bzw. männlichen) Jugend- zum Erwachsenenstatus verwiesen, durch den die „Initiation“ von unreifen Mädchen und Jungen zu geschlechtsreifen – der Gemeinschaft verpflichteten – Frauen und Männern erfolgt.

Da solche somatischen Kulturpraktiken in der Regel dazu dienen, die sozialen Unterschiede zwischen den Individuen (des jeweiligen Geschlechts) zu verstärken, werden sie vor allem von den Gruppen gepflegt, die ein gezieltes Interesse an der Aufrechterhaltung der tradierten Statushierarchien besitzen. So hat etwa im europäischen Mittelalter die ästhetische und symbolische Unterscheidung der Haartracht und Kopfbekleidung von jungen Mädchen einerseits und verheirateten Frauen andererseits in den „begüterten“ Ständen dazu beigetragen, das Sozialprestige der Männer (Väter bzw. Brüder) zu dokumentieren und dadurch die potenziellen Ehemänner der Töchter zu beeindrucken. Die symbolische Überhöhung solcher somatischen Kulturpraktiken bedeutete dabei für die ihnen unterworfenen Frauen und Mädchen Schutz und Auszeichnung, doch auch massive Fremdbestimmung und Kontrolle. Auf jeden Fall aber konnten sie sich sozial darauf verlassen, dass die dafür gebrachten Opfer – gemäß der Regel „Wer schön sein will, muss leiden“ – anerkannt und meist auch angemessen kompensiert wurden.

Heutzutage tragen die betroffenen Personen hingegen die Risiken ihres Tuns ganz allein, denn es gibt keine Garantie, dass das „Leiden für die Schönheit“ tatsächlich zu dem gewünschten sozialen und/oder psychischen Erfolg führt und von der eigenen Bezugsgruppe anerkannt wird. Das Risiko, dass man sich nach der Schönheitsoperation immer noch so unsicher fühlt wie davor, lässt sich nicht ausschließen, ganz im Gegenteil. Falls der betroffenen Abhilfemaßnahme eine „somatoforme Störung“ zugrunde liegt, kann sich das Krankheitsbild nach dem Eingriff gar noch verschärfen oder chronifizieren, wie medizinisch-therapeutische Erfahrungen mit der Behandlung z.B. von „Magersucht“ (Anorexia nervosa) belegen.

Die Ursache hierfür liegt in der Untauglichkeit des unterstellten Wirkungszusammenhangs: „Wer gut (schlank und schön) aussieht, der fühlt sich auch gut und wird von anderen wertgeschätzt und geliebt.“ Auch im Fall der männlichen US-Zwillinge, die ein „famous face“ wollten und sich dieses haben plastisch-operativ erzeugen lassen, hat jene Unterstellung sich als Farce erwiesen. Denn die Freundin des einen jungen Mannes, auf deren erotische Zuneigung die Maßnahme abzielte, kommentierte das Ergebnis mit den Worten: „Auch wenn er jetzt anders aussieht, an meinen Gefühlen hat sich nichts verändert!“ (zit. nach: „SpiegelOnlineKultur“ vom 12.8.2004, Bericht: „Der Star-Schnitt“)

Ästhetische Leitbilder zwischen Fatalismus und Experiment

Im Mittelpunkt des Dramas um die „verflixte Schönheit“ – generell wie jugendspezifisch betrachtet – stehen drei Fragen: „Bin ich schön?“, „Was ist eigentlich Schönheit?“, und: „Ist hübscher auch glücklicher?“ (Schuster 2002) – drei Fragen, die so alt sind wie die Menschheit. Fragen auch, die unendlich viele Antwortmuster und Vorbildmodelle hervorgebracht haben, derer man sich beliebig vergewissern kann.

Ich selbst entsinne mich, dass ich in meiner Jugend (in den 1950er Jahren) angesichts meiner entwicklungsbedingten Körperveränderungen von dem Text eines Songs zuweilen „getröstet“ wurde, in dem ein Mädchen seine Mutter fragt: Werde ich einmal schön und reich sein?

„When I was still a little girl

I asked my mother: What will I be?

Will I be pretty, will I be rich?

Here's what she said to me:

Que sera sera – whatever will be will be!

The future's not ours to see,

Que sera sera, what will be will be.“

Die in diesem Text beschworene Haltung des naturgegebenen Fatalismus – es kommt so, wie es kommen wird – fügte sich bruchlos in die Versprechungen der Geschichte von dem „hässlichen Entlein“, das einmal ein „schöner Schwan“ sein wird, wenn es nur geduldig seinen Wachstums- und Reifungsprozess übersteht.

Allerdings half mir dieses fatalistische Leitbild im Alltag meines Heranwachsens recht wenig, mit den sichtbaren Missverhältnissen meines Körpers zurechtzukommen: zu großen Füßen, zu dünnen Beinen, einem zu langen, zu dünnen und zu flachen Körper, einer zu großen Nase, zu glatten und zu dicken Haaren usw. Hier war kosmetisches und modisches Eingreifen und Kompensieren angesagt: etwa ein BH mit Schaumfüllung, um den fehlenden Busen, und Schaumpolster an den Hüften, um die fehlenden Rundungen des Beckens vorzutäuschen; hier wurde auch eine Nasenoperation zeitweilig erwogen, und die Herstellung meiner eigenen Röcke, Blusen und Kleider, ja selbst Bikinis, stellte ein kreatives und zeitintensives Hobby dar, zumal der Markt für mich – die „Bohnenstange“ – kaum passende Modelle anbot. In dieser Phase stand ich in regem Austausch mit gleichgesinnten Klassenkameradinnen, die ebenfalls ihr eigenes „Outfit“ (für den Alltag und die Feste, seien es Faschings-, oder Tanzstundenbälle) nähten und webten, strickten und stickten.

In jenen höchst selbstkritischen Übergangsjahren der Pubertät werden also konkrete körperspezifische „Normen“ des Ästhetischen von den betroffenen Mädchen und Jungen ausfindig gemacht, auf die eigene Person angewandt und gegen (reale oder mediale) Vorbilder abgeprüft. Diese „Normen“ sind aber durchaus nicht zwingend und allgemein verbindlich, sondern nach Geschlecht, Herkunft, Religion, Wohnort und sozialem Status überaus relativ, d.h. weit auslegbar und gestaltbar. Wir (weiblichen) Teenager der 1950er Jahre waren in dieser Hinsicht viel stärker eingeschränkt, als es die Teenager heute sind: Uns fehlte nicht nur das liberale Werteklima der Wirtschaft und Gesellschaft, sondern auch die „hautnahe“, bedürfnisorientierte Lebens- und Liebesberatung durch jugendorientierte Medien, uns fehlte vor allem der differenzierte Markt der „jungen Mode“ und nicht zuletzt das nötige Geld, um ständig neue Teile des modischen „Outfits“ zu kaufen. Dennoch war die Sensibilität für das eigene „Styling“ keineswegs geringer ausgeprägt als heute, auch wenn die Ergebnisse – aufgrund des knapperen Angebots wie der stärkeren Normzwänge – wesentlich „uniformer“ waren (wie Fotos aus den 1950er Jahren dokumentieren). Durch die markt- und stark markenorientierte Ausgestaltung ihres Lebensstils versuchen die Jugendlichen des Jahres 2004 – wie ehemals – ihren Platz in der Gesellschaft der Gleichaltrigen zu finden, der Anerkennung, Akzeptanz und oft auch „Love und Sex“ verspricht. Die Wege und Facetten der Aushandlung sind immer noch sehr widersprüchlich und konflikthaft, zumal sie nach wie vor gegenüber den „altbackenen“ Eltern und älteren Geschwistern vertreten werden müssen.

An den Auseinandersetzungen mit diesen Widersprüchen reifen oder zerbrechen die eingespielten Eltern-Kind-Beziehungen, d.h. erstreiten sich die Jugendlichen zunehmend mehr Autonomie und äußerlich sichtbare Individualität. Sie stellen in dieser Phase nicht zuletzt auch die Weichen für ihren künftigen Lebenslauf, sei es in gesundheitlicher, sei es in kultureller oder in sozialer Hinsicht. Wer hier z.B. anfängt, regelmäßig zu rauchen, zu kiffen und/oder Alkohol, Drogen und/oder Medikamente zu konsumieren, schließt sich beispielsweise dem Muster eines „coolen“, doch hoch riskanten Lebensstils an. Jener Lebensstil ist zwar vorübergehend als faszinierendes Selbstexperiment gedacht, doch bringt er häufig – nicht nur auf kurzfristige, sondern vor allem mittel- und langfristige Sicht – beträchtliche Gesundheits- und Verhaltensschäden mit sich (Hackauf 2004).

Die Entwicklungspsychologie bezeichnet das „Bewohnenlernen“ des neuen Körpers in der Pubertät als eine der zentralen „Entwicklungsaufgaben“, da in ihr der (mehr oder weniger konstruktive) Umgang mit den somatischen und psychischen – sichtbaren und fühlbaren – körperlichen Veränderungen ausprobiert und schließlich auf Dauer gestellt werden muss (Fend 2000). Vor allem geht es darum, die Zuordnung zu realen und ideellen Vorbildern zu finden und sich im Austausch mit Gleichaltrigen (Peers) als selbstverantwortliche Person zu verorten. Ein Hauptproblem ist dabei, dass die Peers zwar meist dasselbe biologische Alter besitzen, doch keineswegs die pubertären Entwicklungsprozesse mit derselben Beschleunigung durchlaufen: So gibt es gibt die besonders früh, die durchschnittlich und die besonders spät pubertierenden Jugendlichen. Innerhalb der Peergruppen entstehen dadurch neue, ganz ungewohnte Differenzierungen, die drastischen Be- und Entwertungen (durch Neid, Missgunst, Wettbewerb usw.) unterliegen. Folglich kommen auf die Jugendlichen Abgrenzungs- und Solidarisierungszwänge zu, die bitter-süße soziale Aus- und Eingrenzungsmaßnahmen zur Folge haben.

Vor allem entstehen im weiblichen und männlichen Lebenslauf aufgrund solcher Entwicklungsschübe ganz unterschiedliche Verletzlichkeiten bzw. Vulnerabilitäten (vgl. dazu: Seiffge-Krenke 1997; Kracke 2004). Während die „frühreifen“ Mädchen sich z.B. infolge ihres physischen Vorsprungs gegenüber ihren gleichaltrigen Geschlechtsgenossinnen minderwertig (da meist als zu dick) wahrnehmen und sozial eher Anschluss an ältere Jungen suchen, sind die „frühreifen“ Jungen tendenziell „Cheerleader“ ihrer Altersgruppe, weil ihr Body als großes, kräftiges „Muskelpaket“ das Ideal echter Männlichkeit verkörpert. Problematisch sind hingegen die Jungen, die sich physisch spät entwickeln: Ihnen traut die soziale Umwelt wenig männliche Kraft und Handlungsfreude zu, und aufgrund dieser Zurücksetzung fühlen sie sich unter erheblichem Druck, ihre „Reife“ ständig unter Beweis zu stellen – sei es durch Rauchen und Trinken, sei es durch deviantes und riskantes Agieren in ihren Gruppen. Die spät reifenden Mädchen hingegen, die noch etwas länger im dem Schutzbereich

präpubertärer Körperformen verbleiben, haben vergleichsweise die geringsten Probleme, da ihre Mädchenhaftigkeit das Idealbild vieler Laufsteg- und Fotomodelle geworden ist und sie selten von älteren Jungen sexuell „angemacht“ werden. Diese Mädchen erfahren das Moratorium ihrer Pubertät noch als Schutzzone, auch wenn sie sich dabei als „Mauerblümchen“ erleben und eigentlich nach mehr körperlicher Reife und Attraktivität sehnen.

Für die betroffenen weiblichen und männlichen Jugendlichen, die den unterschiedlichen pubertären Veränderungen ihres Körpers ausgeliefert sind, entstehen also ständig „Zwickmühlen“: Sie müssen sowohl die neuen Elemente ihres Körpers akzeptieren und möglichst lieben lernen und müssen auch ihren Platz im Rahmen ihrer Freundschafts- und Peerkontakte aufrechtzuerhalten und zu verteidigen suchen. Die Entwicklung ihres neuen (reifenden) Körperbildes bedeutet unter anderem, den vernünftigen Umgang mit der sexuellen (Un-)Attraktivität ihres Aussehens zu lernen und neue Strategien der Selbstdarstellung und -inszenierung gegenüber dem eigenen wie dem anderen Geschlecht zu entwickeln – sei es qua Mode, Outfit oder Accessoires, sei es durch Haar- oder Bodystyling oder auch grundlegende „Lifestyle“-Entscheidungen. Durch vielfältig variierende Rollenspiele und Gruppenprozesse suchen die Jugendlichen ihren Platz in ihrer sozialen Umwelt zu finden, wobei sie immer wieder mit der Art ihres „Typs“, dem Maß ihrer „Gender-Anpassung“ und der Demonstration ihrer sexuellen „Ausstrahlung“ experimentieren (vgl. Dannenbeck/Stich 2002). Wie weit die Märkte, Moden, Marken auf die Gestaltung dieser Entwicklung Einfluss nehmen, hängt nicht nur von dem verfügbaren (Taschen-)Geld ab, sondern auch von dem Maß der bio-psycho-sozialen Unsicherheit, die zu kompensieren ist. In dieser Test- und Experimentierphase sind jedenfalls vielfältige Risiken des Scheiterns und der Fehlsteuerung enthalten, denn es gehen Anpassungs-, Anschluss-, Aushandlungs- und Umsetzungsprobleme Hand in Hand und müssen zeitgleich bewältigt werden (vgl. dazu: Roth 1998).

Body und Beauty – Symbiosen zwischen Natur und Kultur

Im Rahmen der ständigen selbstkritischen „Body Checks“ wird der heranreifende Körper der Jugendlichen zunächst privat kontrolliert, doch dann im Rahmen der peerbezogenen „Beauty Contests“ – sei es in der Schule (etwa im Sportunterricht), sei es in der Freizeit (etwa im Schwimmbad) – öffentlich inszeniert. Real, medial und virtuell vorhandene Vorbilder dienen hierbei als orientierende Vorgaben, die akzeptiert, kritisiert oder verworfen werden können. Die regelmäßige „Body Check“-Sparte des Dr.-Sommer-Teams von „Bravo“ „That’s me!“, in der je eine – weibliche und männliche, meist minderjährige – Person sich splitternackt samt kurzem „Steckbrief“ (Alter, Wohnort, Größe, Gewicht, Beruf, Hobbys, Sternzeichen etc.) und einer erotischen Interviewstory

präsentiert, verdeutlicht drastisch, wie eng und quasi intim die Wechselbeziehung zwischen den Medienmacher/innen und ihrer jugendlichen Leserschaft heutzutage ist.

Es fragt sich allerdings, inwieweit die Mädchen und Jungen, die als nackte Körper vorbildhaft abgelichtet werden, sich ihrer „normsetzenden“ Wirkung – als potenzielle Idole – überhaupt bewusst sind. Und weiter ist die Frage, welchen Nutzen die Leser und Leserinnen aus jenen Nacktfotos für sich persönlich ziehen: Verlieben sie sich in manche dieser Vorbilder? Oder versuchen sie, sich ihnen äußerlich anzugleichen? Welche Auswahlkriterien sind es, aufgrund derer die jungen Männer und Frauen so in „die Bravo“ kommen – und welche Normalität bzw. Schönheit strahlen sie als Fotomodelle eigentlich aus? Was ist das „heimliche Design“ dieser zu eigener Körperüberprüfung mahnenden, auf dezent getöntem Bettzeug erotisch zur Schau gestellten Nackten (mit weißer Hautfarbe, ohne sichtbare Entstellungen und Behinderungen)? Es würde wahrscheinlich eine skandalöse Tabuverletzung bedeuten, wenn diese „Body Checks“ sich eines anderen Bildmusters bedienen und den Reifungsprozess in einer weniger harmonischen – fast klinischen – Weise ablichten würden; der Jugendschutz könnte womöglich unerwünscht auf den Plan gerufen werden.

Als Gedankenexperiment sei angeregt, sich diese in Deutschland heutzutage von Teenagern massenweise angeschauten (und gesammelten?) „Body Checks“ der „Bravo“ als Importgut für andere Länder – etwa der Dritten Welt – vorzustellen; die kulturell-religiöse Sprengkraft solch einer Übertragung wäre kaum zu überschätzen! Daran wird deutlich, dass die scheinbare „Natürlichkeit“ der abgebildeten jugendlichen Körper eine absolut künstliche (wo nicht künstlerische) Form der Darstellung ist, die auf einem allgemein akzeptierten soziokulturellen Konsens beruht, der den menschlichen Körper nicht nur als privates, sondern auch als öffentliches Objekt duldet, sofern er nicht in gewaltsamer und entehrender Weise und zu ausbeuterischen Zwecken (wie die im Internet vertriebenen Kinderpornos) wiedergegeben wird. Diese liberale, säkularisierte Grenzziehung jener Normen der öffentlichen Körperdarstellung ist allerdings Ergebnis eines höchst konflikthaften Aushandlungsprozesses sozialer Interessen. Noch vor 50 Jahren wären diese Bilder auch hierzulande für absolut inakzeptabel gehalten und auf den Index verbotener Nacktfotos gesetzt worden, wie man aus den Skandaldebatten um die winzige Nacktszene in dem Film „Das Schweigen“ weiß.

Das Themenfeld „Körper und Schönheit“ zeichnet sich somit durch eine besonders prekäre, da immer nur kulturell und historisch vorübergehend gesicherte Duldung aus. Ansprüche seiner absoluten, objektiven Gültigkeit greifen ins Leere; es lassen sich in diesem Feld zwar Trends zur relativen Entmythologisierung, Säkularisierung und Liberalisierung feststellen, doch sind diese nicht grundsätzlich irreversibel und universell übertragbar. Daher enthält die menschliche Entwicklung vielfältige Modelle der gewaltsamen Umkehr und

Neubestimmung des Zusammenhangs von „Body und Beauty“-Konstruktionen, insbesondere aufgrund der – öffentlichen wie privaten – Machtbeziehungen der beiden Geschlechter zueinander. Auch die verschiedenen Altersgruppen haben Teil an diesem ständig offenen soziokulturellen Definitionsprozess, der nicht zuletzt durch Mitglieder jugendlicher Protestgruppen immer neu aufgerissen und umgestaltet wird. Ohne deren provokante Selbstexperimente (mit Haut und Haaren und noch mehr) wären nämlich die inzwischen erzielten liberalen Umgangsformen mit dem Körper als kulturellem Objekt nicht erfolgt.

Wissenschaftlich betrachtet, stellt auch die Analyse der kulturellen Überformung der (pubertären) Körperlichkeit eine interdisziplinäre Aufgabe dar. An ihrer Bearbeitung sind außer der Jugendmedizin vor allem die Entwicklungspsychologie und die Sozialisationsforschung, die Sport- und Gesundheitswissenschaften, die Sexualwissenschaft – inklusive Psychoanalyse – und die Geschlechterforschung sowie einschlägige Kulturwissenschaften beteiligt. Folglich liegt eine unkoordinierte Fülle von Erkenntnissen vor, die selten aufeinander bezogen oder gar miteinander integriert sind. Dies macht den Versuch, einen realistischen Überblick über den theoretischen und empirischen Kenntnisstand zu gewinnen, zu einer „Herkulesaufgabe“ – kein Wunder also, dass ihre Bearbeitung als immer noch höchst einseitig kritisiert wird (vgl. Milhoffer 2000, S. 23 ff.).

Erst seit gut einem Jahrzehnt mehren sich (in Deutschland) die Zeichen, dass die im Alltag und den Medien so aufdringlich präsent, doch in der Wissenschaft so disparat verfolgte Komponente der Jugendentwicklung vermehrte Aufmerksamkeit erfährt (vgl. dazu: Hübner-Funk 2002a und Homfeldt 1999). Die Gründe dafür sind vielfältig; jüngst resultieren sie aus den Thesen des neurologischen Gehirnforschers Jay Giedd aus den USA (vgl. den „Focus“-Bericht „Abenteuer Pubertät“ vom 21. Juli 2003), dass sich die entscheidenden Hirnfunktionen der „grauen Materie“ während der frühen Teenagejahre noch einmal „verdichteten“ und umstrukturierten. Diese Entwicklungsphase sei daher eine Zeit der „enormen Chancen und Risiken“ und es komme folglich darauf an, wie und mit welchen Aktivitäten die Jugendlichen insbesondere die Zeit zwischen dem elften und 13. Lebensjahr verbrächten. Nur die synaptischen Verbindungen (im vorderen Gehirnlappen), die in dieser Phase ständig benutzt würden, hätten nämlich eine reale Überlebenschance. Geschlechtsspezifisch auffallend sei überdies, dass das Gehirn der Mädchen früher seine Umstrukturierung abgeschlossen habe als das der Jungen – mit entsprechenden Folgen für eine erhöhte somatopsychische Krankheitsanfälligkeit der männlichen Teenager (zit. nach: „Frontline Interview“ mit Jay Giedd).

Diese aktuellen Forschungsergebnisse der Neurologie scheinen die eingespielten Muster der wechselseitigen Nichtkooperation zwischen den genannten Wissenschaftszweigen vorübergehend aufgebrochen und die Sensibilität für die Phase der Pubertät wieder gesteigert zu haben. Auch im pädagogischen Alltag haben die

Diskussionen über die „Reifeprüfung für das Gehirn“ (zit. nach: „Focus“ Nr. 30 vom 21.7.2003, S. 69) allerhand kreative Beunruhigung ausgelöst. So werden z.B. zwei Entwicklungspädiater der Züricher Kinderklinik zitiert, die vermuten, dass der frühere Eintritt der Mädchen in die Pubertät „dramatische Auswirkungen auf die Bildungspolitik“ haben könne, da die Mädchen zum Zeitpunkt der Weichenstellung für eine weiterführende Schullaufbahn gegenüber Jungen rund 1,5 Jahre Vorsprung der neurologischen Gehirnreife besäßen (ebd., S. 73), die Jungen also „objektiv“ schlechtere Übergangschancen hätten, auch wenn diese Differenz sich später wieder ausgleiche.

Ersichtlich befinden sich beide Geschlechter in dieser Entwicklungsphase nicht nur hormonell, sondern auch intellektuell – und folglich in all ihren Lebensäußerungen – in einem Prozess der wachsenden physischen und psychischen Ausdifferenzierung. Da dieser Prozess im Kontext der postmodernen Gesellschaften Europas an den Maßstäben von mehr „Gleichstellung“ und mehr „Gender-Mainstreaming“ ausgerichtet ist, dürften sich künftig aus ihm womöglich wichtige innovative Impulse ableiten lassen, sofern die prekären Balanceakte der Selbst(bild)findung von Teenagern mehr in den Mittelpunkt nicht nur wissenschaftlicher, sondern auch pädagogischer Ansätze gestellt werden.

Die Autorin

Dr. phil.habil. Sibylle Hübner-Funk, Dipl.-Soz., ist als Jugendforscherin in den Feldern der historisch-politischen und kulturell-somatischen Sozialisation am Deutschen Jugendinstitut in München tätig und dort u.a. für die Koordination der internationalen Beziehungen bzw. Forschungskooperationen zuständig.

Kontakt: huebner-funk@dji.de

Literatur

Bauer Media KG (Hrsg.): Beauty, Styling, Fashion. BRAVO Faktor Jugend 5. Hamburg: Bauer Media, 2001.

Bauer Media KG (Hrsg.): Marken und Trends. BRAVO Faktor Jugend 7. Hamburg: Bauer Media, 2004.

Dannenbeck, C./Stich, J.: Sexuelle Erfahrungen im Jugendalter. Aushandlungsprozesse im Geschlechterverhältnis. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2002.

Fend, H.: Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Ein Lehrbuch für pädagogische und psychologische Berufe. Opladen: Leske & Budrich, 2000.

Hackauf, H.: Zwischen Konvention und „Coolness“. Jugendliche Lebensstile als Ausdruck von körperbezogenem Risikoverhalten, in: DISKURS – Studien zu Kindheit, Jugend, Familie und Gesellschaft 3/2003, S. 18–26, 2003.

Homfeldt, H. G. (Hrsg.): „Sozialer Brennpunkt“ Körper. Körpertheoretische und -praktische Grundlagen für die soziale Arbeit.

Baltmannsweiler: Scheider Verlag Hohengehren, 1999.

Hübner-Funk, S.: „Beauty ist lebenswichtig!“ Über Markt, Medien und jugendliche Selbstinszenierung, in: *projugend* 2/2002, S. 7–10, 2002.

Hübner-Funk, S.: Wie entkörperlicht ist die Jugend der Jugendsoziologie? Argumente für eine „somatische Wende“ unserer Disziplin, in: Mansel, J./Griese, H. M./Scherr, A. (Hrsg.): *Theoriedefizite der Jugendforschung. Standortbestimmung und Perspektiven*. Weinheim und München: Juventa, S. 67–74, 2002a.

Kracke, B.: Erwachsen werden. Ein bio-psycho-sozialer Blick auf die Entwicklung männlicher Jugendlicher, in: *DISKURS – Studien zu Kindheit, Jugend, Familie und Gesellschaft* 3/2003, S. 10–17.

Milhoffer, P.: *Wie sie sich fühlen, was sie sich wünschen. Eine empirische Studie über Mädchen und Jungen auf dem Weg in die Pubertät*. Weinheim und München: Juventa, 2000

Roth, M.: *Das Körperbild im Jugendalter. Diagnostische, klinische und entwicklungspsychologische Perspektiven*. Aachen: Verlag Mainz, Wissenschaftsverlag, 1998.

Schuster, G.: *Verflichte Schönheit. Tipps für schlaue Mädchen*. München: Kösel, 2002.

Seiffge-Krenke, I.: Zu viel – zu früh? Zur Akzeleration im Jugendalter, in: *DISKURS – Studien zu Kindheit, Jugend, Familie und Gesellschaft* 2/1997, S. 12–17, 1997.